

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 211.

Dienstag, den 10. September 1907.

22. Jahrgang.



Wiesbaden, 9. Septbr.

Zum Versicherungs- und Hypothekenwesen.

Der Geschäftsbericht des Kaiserlichen Aufsichtsamts für Privatversicherung, der auf einen fünfjährigen Zeitraum seit dem vollen Inkrafttreten des Versicherungsaufsichtsgesetzes zurückblicken kann, enthält auch für andere mit dem Versicherungswesen in Verbindung stehende Gebiete interessante Darlegungen. So namentlich betreffs Hypotheken und städtischer Beleihungen. Es handelt sich um enorme Summen und um entsprechend bedeutende wirtschaftliche Faktoren. Nach dem dem Geschäftsbericht beigegebenen Versicherungsstatistik für 1906 betragen die 165 größeren, unter Reichsaufsicht stehenden deutschen Versicherungsunternehmen Ende 1906 zusammen rund 4,8 Milliarden *M* Aktien. Davon waren nicht weniger als 3,4 Milliarden, also 71 Prozent, in Hypotheken angelegt. Der weitaus größte Teil befindet sich im Besitze von Lebensversicherungsunternehmen, die zur allmählichen Ansammlung der von ihnen versicherten Kapitalien (Ende 1906 allein bei 54 größeren deutschen Gesellschaften rund 10½ Milliarden *M*) Jahr für Jahr große Summen zurückzuführen und anzulegen haben. Der Zuwachs an Hypotheken nur bei größeren, unter Reichsaufsicht stehenden Unternehmen ist nicht bekannt. Bei den 39 deutschen Hypothekenbanken ist der Bestand an Hypotheken im Jahre 1906 um rund 357 Millionen gestiegen, bei einem Gesamtbestande von mehr als 9 Milliarden *M* Ende 1906. In früheren Jahren, in denen der flüssigere Geldbestand der Hypothekenbanken einen größeren Vorrat an Krediten brachte, konnten diese allerdings dem Grundbesitz größere Beträge zur Verfügung stellen, allein gerade dadurch wird die Bedeutung der Versicherungsanstalten für den Bodenkredit erhöht, daß diese auch in geldknappen Zeiten nicht verlagern, daß sie ihn annähernd die gleichen Beträge zuführen können, da ihre Bräutigamseinnahmen vertraglich gesichert und von der jeweiligen Lage des Geldmarktes im allgemeinen weniger abhängig sind, und da ferner die einkommenden Zinsen größtenteils für neue Anlagen zur Verfügung stehen, bei den Hypothekenbanken aber in der Hauptsache für Pfandbriefeinsatz vorausgesetzt werden müssen.

Dabei hat das Kaiserliche Aufsichtsamt aber auch auf bedenkliche Erscheinungen hingewiesen. Der weitaus größte Teil der Hypotheken wird von den Versicherungsunternehmen auf städtischen Grundbesitz gegeben. Im Jahre 1906 sind 3409 Darlehen mit 306 Millionen *M* auf Häuser in Städten gewährt worden, und zwar entfallen auf Berlin und Vorpommern 1169 Darlehen mit 223½ Millionen *M*, auf das übrige Vorpommern nur 1153 Darlehen mit 74½ Millionen *M* usw. Der Aufsichtsrat sagt: „Es soll nicht behauptet werden, daß in Berlin die Beleihungsverhältnisse ungünstiger liegen, als in anderen Orten, allein es läßt sich nicht verkennen, daß das Zusammenströmen ungeheurer Geldsummen an diesem Platz mannigfache Mißstände hervorgerufen hat. In diesen gehören in erster Reihe das gegenseitige Ueberbieten der Geldgeber, das weniger in den Darlehensbedingungen, als vielmehr in der Höhe der Beleihungen zum Ausdruck gelangt. ... Diese gegenseitige Steigerung,

die namentlich in Zeiten großer Geldflüssigkeit die zulässigen Beleihungsgrenzen oft weit über sich läßt, ist durch den Umstand begünstigt worden, daß Berlin seit einer langen Reihe von Jahren in größeren Grundstücksrisiken verhältnismäßig geblieben ist.“ In den hohen Lagen und Beleihungen sieht das Aufsichtsamt eine Gefahr für Zeiten wirtschaftlichen Niedergangs und für Perioden einer starken Ueberproduktion. Wie in Berlin, so liegen die Verhältnisse vielfach auch anderswärts, wo keine öffentlichen Tagelohnungen bestehen. Es wird der statistische Nachweis geliefert, daß die Einrichtung des öffentlichen Tagelohns in Württemberg, Baden, Hessen usw., soweit es die Städte betrifft, sich in hohem Maße bewährt hat. In nur 6 Prozent aller Fälle waren die Kaufpreise unter 80 Prozent der öffentlichen Tage. Bei den privaten Tagen dagegen blieben in nahezu 58 von 100 Fällen die Verkaufspreise unter 90 Prozent in nahezu einem Viertel der Fälle blieben sie noch unter 80 Prozent der Tage.

Diese Verhältnisse, die früher schon gelegentlich zu ersten öffentlichen Erörterungen Anlaß gegeben haben, dürften aus Anlaß des Berichtes des Kaiserlichen Aufsichtsamts neuerdings die Aufmerksamkeit beschäftigen.

(+) Die nationalischen Landwirte auf der Wanderschaft. Der auch vom „General-Anzeiger“ wiederholt beleuchtete Lehrermangel dokumentiert sich am besten durch die im „Amtsblatt“ der Regierung zu Wiesbaden zur Bewerbung ausgeschriebenen Stellen. Wir haben uns die kleine Reihe gemacht und die am 1. Oktober zu besetzenden Stellen zusammengefaßt; es sind nicht weniger als 54 an der Zahl, (ohne die Stellen, welche einzelne Städte direkt ausgeschrieben haben). Und wo sind diese vakanten Stellen? Vornehmlich in solchen Orten, in denen den Lehrern des geringen Gehaltes wegen eine längere Wirksamkeit verleidet wird. Es kann den betr. Lehrern gar nicht verheimlicht werden, daß sie den besser dotierten Stellen zufließen, den Schulen haben die Orte selbst. Der öftere Lehrermangel ist allemal kein Segen und daß solche Schulen in ununterbrochener Reihenfolge nur in ganz kurzen Perioden von jungen Vätern verwaltet werden, dürfte ebenfalls kein Vorteil für die Ausbildung der Landjugend sein. Zweifellos würde mancher Lehrer gerne längere Zeit an ein und demselben Orte wirken, wenn ihm dort geboten würde, was er anderwärts bei gleicher Arbeit selbstverständlich erhält. Der alljährliche Stellenwechsel mit seinen nachteiligen Folgen wird erst dann aufhören, wenn auch für die Lehrer mal die Zeit kommt, wo es heißt: „Gleiche Arbeit, gleicher Lohn!“

(+) „Paulinenstiftung“. Am nächsten Donnerstag, 12. d. Mts., nachmittags 3 Uhr findet im hiesigen Diakonissen-Mutterhaus „Paulinenstiftung“ gelegentlich der „Schwestern-Einsetzung“ eine Feier (mit Gesängen, Ansprachen, Lesesonder etc.) statt, zu der auch zahlreiche Freunde des Hauses und der Diakonie aus der Umgebung sich einfinden werden.

* Eine Handwerksausstellung in Wiesbaden. Nach Muster der wohlgeordneten Handwerksausstellungen in Aachen wird in Handwerkerkreisen auch für die Provinz Hessen-Nassau eine Handwerksausstellung geplant. Das „Neue deutsche Handwerkerblatt“ bringt das Paulinenstiftungs- als Ausstellungslokal in Vorschlag und glaubt, daß der Garantiefonds, der nicht unter 100 000 *M* betragen dürfte, ohne Schwierigkeit zusammengebracht werden könne. Als Träger der Ausstellung sind die Handwerkskammer und die Zünfte ausgeschrieben. Man rechnet auf die Unterstützung des Regierungspräsidenten und erwartet, daß im nationalischen Privatbesitz befindliche Kunstgegenstände kostenlos eine Ausstellung zur Verfügung gestellt werden, daß namentlich der hiesige Handwerkerstand sich stark beteiligen und die Nachbarschaft eine starke Besucherzahl anführen werden. Es heißt am Schluß: „Die Handwerksausstellung zu Wiesbaden soll Zeugnis ablegen von der Leistungsfähigkeit des Handwerkerstandes, die allen Kreisen diejenige Rührung abgeben, die man leider heutzutage gar zu leicht geneigt ist, dem Handwerkerstande zu verweigern.“

* Der König von Siam unternahm Freitag nachmittags einen Ausflug im Automobil nach Frankfurt, um dort Einkäufe zu machen, kehrte aber sehr bald wieder nach Somburg zurück, weil er in Frankfurt vom Publikum arg belästigt wurde. — Samstag morgen um 10 Uhr traf der Bruder des Königs von Siam Sr. Kgl. Hoheit Pradach Pring von Siam von Somburg kommend, in Wiesbaden ein. Die Herrschaften frühstücken im „Landsknecht-Haus“ und führen dann mit der Bahndirektion auf den Niederwald. — Der König gedenkt, wenn nicht ganz etwas besonderes dazwischen kommt, bis 24. September Somburg zu verweilen und am 21. Septbr. seinen 55. Geburtstag gleichzeitig mit dem 40. Jahre seiner Regierung festlich zu begehen. Die Abreise des Königs von Europa wird Mitte Oktober von einem italienischen Hofen aus erfolgen. Warum gibt Siamlongkorn nicht der Weltkurstadt Wiesbaden einmal die Ehre seines Besuchs?

* Kurhaus. In dem von der Kurverwaltung für morgen (Dienstag) abends 8 Uhr angekündigten Musikalischen Abend wird sich uns Fräulein Ella Jonas, eine in Berlin sehr beliebte und von der Kritik als „eine der bedeutendsten und interessantesten pianistischen Erscheinungen“ bezeichnete Klaviervirtuosin mit Werken von Beethoven, Chopin, Strauß und Liszt vorstellen. Die Sängerin Margaret Crawford (Maggio-Sopran) hatte in demselben Künstler-Ensemble, in dem auch der vorzügliche Bass Kent Parler, welchen wir kürzlich gleichfalls im Kurhaus hörten, angehört, einen großen Erfolg in Amerika. Fräulein Crawford wird eine Arie aus Don Carlos von Verdi und Lieder mit Klavierbegleitung vortragen. Herr Walter Fischer wird die Sängerin am Klavier begleiten.

* Seltene Kartoffeln sind in diesem Jahre vom Altersherbortungsamt in der Schiersteinerstraße geerntet worden. Und wurden 5 Kartoffeln im Gewicht von je 1½ Pfund vorgelegt. Auch die Birnenreife ist gut geraten, es wurden uns Birnen gezeigt, wo jede über ½ Pfund schwer ist.

* Wieder nach der Zerknirschung. Ein von Viebrich stammender Infanterie der Zerknirschung, der aus dieser entlassen war, wurde wieder dort ermittelt. Er wurde nach dem Krankenhaus verbracht, um wieder von dort nach der Anstalt überführt zu werden.

* Ein plumper Gaunerstreich wurde Freitag in der Friedhofstraße in Wiesbaden verübt. In der Wohnung eines Witwenmüllers erschien ein mit gutem schwarzen Gehrock-Anzug bekleideter junger Mann im Alter von etwa 30 Jahren. Der in der Wohnung anwesende Frau erklärte, er solle „die Noten und 10 *M*“ holen. Die Frau war über dieses Ankommen sehr erstaunt und sagte, er möge einen Augenblick warten, sie wolle ihren Mann holen. „Der ist doch im Wenden“, sagte der Bursche, und verschwand, als die Frau sich wirklich anschickte, ihren Mann zu rufen, so schnell er konnte.

Knorr's Hafermehl

Bestes Rohmaterial und sorgfältige Fabrikation bedingen die wertvollen Eigenschaften von Knorr's Hafermehl als leichtverdaulichste, nahrhafte und Durchfall vorbeugende Kinderernährung.

Nähre mit „Knorr“.

Photographie. G. u. J. Pfusch, Rheinfstraße 21. 31. Künstlerisch vollendete Ausführung. Präzise Preise.

Berliner Börse, 7. September 1907.

Urspr. Kurs		Berl. Bankdiskont 5 1/2%, Lombardzinsfuß 6 1/2%, Privatdiskont 4 1/2%	
Wechsel-Kurse.			
Amst. 100 Tl.	100.00	Amst. 100 Tl.	100.00
Berlin 100 Tl.	100.00	Berlin 100 Tl.	100.00
Bomb. 100 Tl.	100.00	Bomb. 100 Tl.	100.00
Bresl. 100 Tl.	100.00	Bresl. 100 Tl.	100.00
Budap. 100 Tl.	100.00	Budap. 100 Tl.	100.00
Frankf. 100 Tl.	100.00	Frankf. 100 Tl.	100.00
Hamb. 100 Tl.	100.00	Hamb. 100 Tl.	100.00
London 100 Tl.	100.00	London 100 Tl.	100.00
Madrid 100 Tl.	100.00	Madrid 100 Tl.	100.00
Paris 100 Tl.	100.00	Paris 100 Tl.	100.00
Petersb. 100 Tl.	100.00	Petersb. 100 Tl.	100.00
Prag 100 Tl.	100.00	Prag 100 Tl.	100.00
Russk. 100 Tl.	100.00	Russk. 100 Tl.	100.00
Sankt-P. 100 Tl.	100.00	Sankt-P. 100 Tl.	100.00
Warsch. 100 Tl.	100.00	Warsch. 100 Tl.	100.00
Wien 100 Tl.	100.00	Wien 100 Tl.	100.00
Zürich 100 Tl.	100.00	Zürich 100 Tl.	100.00
Deutsche Hypothek.-Pfundl.			
Amst. 100 Tl.	100.00	Amst. 100 Tl.	100.00
Berlin 100 Tl.	100.00	Berlin 100 Tl.	100.00
Bomb. 100 Tl.	100.00	Bomb. 100 Tl.	100.00
Bresl. 100 Tl.	100.00	Bresl. 100 Tl.	100.00
Budap. 100 Tl.	100.00	Budap. 100 Tl.	100.00
Frankf. 100 Tl.	100.00	Frankf. 100 Tl.	100.00
Hamb. 100 Tl.	100.00	Hamb. 100 Tl.	100.00
London 100 Tl.	100.00	London 100 Tl.	100.00
Madrid 100 Tl.	100.00	Madrid 100 Tl.	100.00
Paris 100 Tl.	100.00	Paris 100 Tl.	100.00
Petersb. 100 Tl.	100.00	Petersb. 100 Tl.	100.00
Prag 100 Tl.	100.00	Prag 100 Tl.	100.00
Russk. 100 Tl.	100.00	Russk. 100 Tl.	100.00
Sankt-P. 100 Tl.	100.00	Sankt-P. 100 Tl.	100.00
Warsch. 100 Tl.	100.00	Warsch. 100 Tl.	100.00
Wien 100 Tl.	100.00	Wien 100 Tl.	100.00
Zürich 100 Tl.	100.00	Zürich 100 Tl.	100.00
Eisenbahn-Prior.-Oblig.			
Amst. 100 Tl.	100.00	Amst. 100 Tl.	100.00
Berlin 100 Tl.	100.00	Berlin 100 Tl.	100.00
Bomb. 100 Tl.	100.00	Bomb. 100 Tl.	100.00
Bresl. 100 Tl.	100.00	Bresl. 100 Tl.	100.00
Budap. 100 Tl.	100.00	Budap. 100 Tl.	100.00
Frankf. 100 Tl.	100.00	Frankf. 100 Tl.	100.00
Hamb. 100 Tl.	100.00	Hamb. 100 Tl.	100.00
London 100 Tl.	100.00	London 100 Tl.	100.00
Madrid 100 Tl.	100.00	Madrid 100 Tl.	100.00
Paris 100 Tl.	100.00	Paris 100 Tl.	100.00
Petersb. 100 Tl.	100.00	Petersb. 100 Tl.	100.00
Prag 100 Tl.	100.00	Prag 100 Tl.	100.00
Russk. 100 Tl.	100.00	Russk. 100 Tl.	100.00
Sankt-P. 100 Tl.	100.00	Sankt-P. 100 Tl.	100.00
Warsch. 100 Tl.	100.00	Warsch. 100 Tl.	100.00
Wien 100 Tl.	100.00	Wien 100 Tl.	100.00
Zürich 100 Tl.	100.00	Zürich 100 Tl.	100.00



Nr. 211.

Dienstag, den 10. September 1907.

22. Jahrgang.

Getrennte Welten.

Roman aus der modernen Gesellschaft von Clarissa Lohde.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Aber ich bitte Dich, Dietrich, was kannst Du denn dabei tun?“ warf Alsa ein. „Hat Papa einen Jugendstreich begangen, nun, so glaube ich, ist es an uns Kindern, ihn möglichst zuzudecken. Nicht wahr, Obo?“

„Ganz wie Du meinst, Liebe, und mit diesem sogenannten neuen Schwager,“ der Graf lachte leise vor sich hin, „dem Herrn Doktor und Poeten wird sich ja wohl ein Wort reden lassen. Du glaubst, er werde sich geneigt zeigen seine Geburtsrechte zu verkaufen? Das wäre ein Ausweg.“

„Wie kannst Du von einem Manne, der das Blut Deines Vaters in seinen Adern trägt, so niedrig denken?“ warf Ebita vorwurfsvoll ein.

„Run ja, da haben wir's“, fuhr Dietrich ärgerlich auf; „meine idealistische Frau macht sich natürlich zum Anwalt dieses wilden Sprosses an unserem edlen Stamme!“

„Ich möchte uns alle nur davon bewahren, ungerecht zu sein,“ entgegnete sie.

„Ungerecht, gegen wen? Gegen den Sohn der Inspektorstochter, dessen Dasein schon einen Fleck auf unsere Familie wirft.“

„Doch nicht durch seine Schuld.“

„Aber auch durch unsere nicht,“ rief Dietrich mit gerunzelter Stirne und verließ großend das Gemach.

Graf Alten fand ihn, als er ihm einige Minuten darauf folgte, in seinem Rauchzimmer mit finster brütendem Gesicht auf einer Ottomane ausgestreckt. „Das ist eine niederträchtige Geschichte“, bemerkte der Graf, sich zu ihm setzend, „aber man muß ihnen, so gut wie möglich darüber hinwegkommen. Mit Gewalt ist dabei gar nichts zu erreichen.“

„Das ist es ja eben,“ stieß Dietrich hervor. „Könnte man den Kerl fordern, ihm sagen: einer von uns beiden ist zuviel in der Welt. Aber so, daß uns der Alte das angetan!“

„Run, die Welt wird es ihm nicht gar zu übel nehmen. Er hat sich, wie Du vorhin ganz richtig sagtest, zu einer Heirat unter seinem Stande beschwindeln lassen, das kommt ja öfter vor, und wenn er am Ende seiner Tage edelmütig des um seiner unwürdigen Mutter willen verstoßenen Sohnes gedenkt und ihm einen Teil seines Vermögens hinterläßt, wird man seine Großmüt nur noch rühmen. Ich denke, es wäre klug, daß wir uns nicht allzulehr dagegen sträuben, sondern uns mit Anstand in das Unabänderliche zu finden suchen.“

„Natürlich, da kommt schon wieder der Diplomat zum Vorschein, der überall vermitteln möchte. Aber bedenke, was wir verlieren.“

„Das haben wir, Alsa und ich, doch vielleicht noch mehr zu heklagen, als Du.“

„Du weihst, ich habe auf Schönwalde bestimmt gerechnet und bin infolgedessen Verbindlichkeiten eingegangen, die ich jetzt nicht erfüllen kann.“

„Ach so, ich verstehe, der Kassenstall.“

„Gleichviel, wofür,“ brauste Dietrich auf. „Ich habe Summen zu zahlen, die das Majorat Frauenstein nicht abwirft.“

„Run, so appelliere an die Kasse Deiner Frau,“ warf Graf Alten gelassen ein.

„Begriffst Du nicht, wie demütigend das für mich sein muß? Ebitas Vermögen wird laut Heiratskontrakt von einem alten Sachwalter der Familie verwaltet. Die Zinsen hat sie mir, mit Ausnahme eines Nadelgelbes, das sie für sich in Anspruch nimmt, stets ohne Widerrede ausgeliefert.“

„Wie, und diese Zinsen reichen nicht? Ich hörte doch, daß sie eine enorme Summe betragen.“

„Und wenn? Ich habe mehr verbraucht im Vertrauen auf den soliden Reichtum des Vaters, auf das Erbe, das mir zufallen mußte, wovon Schönwalde den höchsten Wert repräsentiert.“

„Das freilich ist schlimm. Indessen Ebita wird keinen Augenblick zögern, Dir so viel von dem Kapital zur Verfügung zu stellen, als Du brauchst.“

„Aber ihr das zu sagen, sie darum zu bitten, das ist das schwerste. Du kennst sie nicht, diesen fragenden, anklagenden Blick ihrer Augen. Lieber dem bösesten Wucherer in die Hände fallen, als ihn anschauen.“

„Und doch mußt Du es, und ich meine, Du übertreibst. Man sagt, ich stehe unter dem Pantoffel, aber bei Dir scheint es noch schlimmer zu sein. Du fürchtest Dich vor Deiner Frau.“

„Dietrich murmelte etwas vor sich hin. In demselben Moment klopfte es an die Tür. Der Diener tritt ein und meldet, daß jemand sei. Auch wäre der Administrator, Hermann Wese, da, den der Herr Baron befohlen hätte. „Er mag sich zum Teufel scheren,“ stieß Dietrich wütend hervor. „Ich habe keine Zeit.“

„Die Unterredung,“ meinte der Graf aufstehend, „hätte vorläufig ja auch keinen Zweck. Aber nun komm zum Essen und lasse Dich, damit die Frauen nichts merken.“ Er legte den Arm in den Dietrichs, der sich ohne Widerstand von dem Grafen fortziehen ließ.

Bruno hatte eine aus drei Zimmern bestehende Garconwohnung in der Siegmundstraße inne, von der es nicht zu weit nach seinem Gymnasium war. Die einfache Einrichtung war allmählich selbst von ihm angeschafft worden; Stuhl für Stuhl sprach von seinem Fleiß, von dem Erfolge seiner Arbeit. Nach dem Tode der geliebten Mutter waren alle die Gegenstände dazu gekommen, die sie wert gehalten hatte und die eine Erinnerung an sie waren. Dazu gehörte ein Porträt von ihr, das im ersten Jahre ihrer Ehe von einem damals renommierten Künstler aus Königsberg angefertigt worden war. Es hing über seinem Schreibtisch, und wenn er von der Arbeit aufhob, grüßten ihn die lieben, gültigen Augen, die für immer geschlossen waren. Mit dem weißen, schlichten Gewande, eine einfache Perlenkette um den entblößten Nacken, dem halb fragenden, halb schüchternen Blick ihrer Augen, der ihr bis zum Alter geblieben war, als hätte sie der Welt etwas abzubitten, erschien sie, ein Abbild unermügender, zartester Weiblichkeit.

Wie diese zarte Seele geknickt, gebrochen worden, wie sie sich in Entfugung verzehrt hatte, das war dem Sohne erst zum vollen Bewußtsein gekommen, als ihm die den nahenden Tod kühlende ihr ganzes Leid gebeicht hatte, ihre Schuld, wie sie hinzugefügt. Denn wie eine Schuld fühlte sie es, daß sie aus Liebe und Schwäche für den Mann, der sich ihres jungen Herzens zu bemächtigen gewußt, die Zukunft ihres Kindes geopfert hatte, um des Vaters Ehrgeiz, seinem sündhaften Verlangen nach einem anderen Weibe nicht entgegenzutreten. Wie schmerzvoll sie dabei mit ihren alten, von den Jahren und vielem Weinen geträubten Augen auf dieses ihr Bild geblickt hatte!

„Perlen bedeuten Tränen,“ hatte sie mit leichtem Bittern in der Stimme hinzugefügt. „Und ich ahnte es, als er sie mir damals im ersten seligen Jahre unserer Ehe um den Hals legte, daß dieses unbeschreibliche Glück, das mir seine Liebe bereitere, nicht von Dauer sein könne. Denn nie konnte ich die Luft vergessen, die zwischen mir und ihm lag, und doch fühlte ich mich fähig, sie zu überbrücken. Ein einfach erzogenes Mädchen, das nicht viel mehr als eine Dorfschule besucht hatte, wie sollte ich mich plötzlich in eine große Dame verwandeln können? Aber um Deinetwillen, Bruno, hätte ich das nicht tun sollen. Immer auch habe ich den Vorwurf in mir gefühlt, daß ich Unrecht gegen Dich getan; aber als ich mich später einmal dazu aufraffte, ihm meine Zweifel zu bekennen und zu erklären, daß ich zu einer anderen Ueberzeugung gekommen sei und es für meine Pflicht halte, von ihm zu fordern, daß er Dich als seinen Sohn öffentlich anerkenne und erziehen lasse, da antwortete er und bat mich mit flehenden Worten, davon abzustehen. Seine Gemahlin würde ihm nie verzeihen, daß er ihr von der Geburt des Sohnes nichts gesagt habe, und er hätte das nicht tun können, weil sie ihm dann niemals ihre Hand gereicht hätte. Denn das Auslöschen dieser Vergangenheit, von der sie nie etwas hören wollte, war die Bedingung ihrer Einwilligung zu der Verbindung mit ihm gewesen. Später, später wollte er alles gut machen. Jetzt aber würde ich, wenn ich darauf bestünde, sein Lebensglück für alle Zeit zerstören. Dieses später aber ist nie gekommen, jetzt stehe ich vor dem Grabe, und mein Sohn, der gleiche Rechte hat wie die nachgeborenen Kinder des Barons, die in Glanz und Fülle leben, muß sich mühsam sein Brot erwerben.“

„Das beklage nicht, Mutter,“ hatte er ihr entgegengehalten. „Meine Arbeit ist mein Stolz, und ich möchte von niemand anderem erzogen sein, als von Dir, Du Liebe, Gute; am wenigsten aber von einem Vater, der mich schon vor der Geburt verstoßen hat.“

„Und doch, es ist Dein Recht.“ Dabei war sie geblieben und hatte ihm anvertraut, daß sie sich vor kurzem noch einmal an das Herz des Mannes gewandt habe, der sie einst geliebt, da die stolze Frau, die zwischen ihm und ihr gestanden, nicht mehr am Leben sei. Bis jetzt habe sie jedoch noch keine Antwort erhalten. Sollte er aber wirklich so gewissenlos sein, nicht von selbst sein Unrecht gegen sein erstgeborenes Kind gut zu machen, ja hoffe sie, daß er, Bruno, sobald sie die Augen geschlossen, gegen den unnatürlichen Vater seine Ansprüche geltend machen werde.

Nun war sie hinüber, die arme Dulderin! Er aber hatte noch keinen Schritt getan, sich das Recht, das man ihm nicht gutwillig geben wollte, zu erkämpfen. Sein Mannesstolz häumte sich dagegen auf, sich in eine Familie zu drängen, die ihn vorausichtlich nie als ebenbürtig anerkennen würde. Er war unter dem schlichten Namen Müller ein geachteter Mann geworden, als Dichter hatte er sich den ihm gebührenden Namen Rothensfels beigelegt. Errang er Ruhm damit, nun, dann konnte er ja eines Tages vor den stolzen Vater, vor die aristokratischen Geschwister hintreten und sagen: „Seht, ich bin Eurer nicht unwert und habe den Namen, den wir gemeinsam tragen, mit Lorbeeren geschmückt.“ Ja, wenn diese Biet gekommen wäre. Aber der Vorbeer für den Dichter pflücht sich nicht so leicht. Dazu gehören Jahre voll Arbeit, voll heißen Mühens, und ob er überhaupt je würdig sein würde, ihn zu empfangen? Noch fühlte er schmerzlich, wie weit entfernt er von dem hohen Ziele sei, das ihm vorschwebte.

Es waren Tage voll innerer Kämpfe für ihn gewesen, als er von der schweren Erkrankung des Barons gehört hatte. Sollte er der verstorbenen Mutter Wunsch erfüllen und sich ihm zu nahen versuchen? Aber zu welchem Zweck? Konnte der Baron, der so lange kein Verlangen gezeigt hatte, ihn zu sehen, jetzt ihn herbeiwünschen, da die Kinder seiner ebenbürtigen Ehe sein Lager umstanden? Und wenn er ihn wünschte, wäre es ja ein leichtes für ihn, ihm ein Zeichen zu geben, da die Mutter, wie sie ihm mitgeteilt, dem Baron alle nötigen Angaben über ihn und seinen Wohnort gemacht hatte. Meldete er sich aber unaufgefordert, wie leicht konnte man ihm da eigensüchtige Zwecke unterlegen, daß er nicht den Vater zu sehen, sondern sich ein

Erbeil zu sichern begehrie. Nein, so klein sollte die stolze Familie, deren Blut ja auch in seinen Adern floss, nicht von ihm denken. Was der Vater ihm nicht freiwillig gewährte, das wollte er sich nicht erzwingen. Selbst die jährliche Rente, die der Mutter gezahlt worden, war er entschlossen, zurückzugeben, wenn ihm nicht zugleich das Vaterhaus geöffnet wurde. Was er befohl, hatte er sich erworben, und das ist auch ein stolzes Gefühl, das man nicht so leicht aufgibt.

Da drang die Kunde von dem Tode des Barons zu ihm. Das Schicksal hatte entschieden, jetzt war jeder Kampf beendet. Hatte er sich gescheut, dem Vater mit seinen Ansprüchen entgegenzutreten, so noch vielmehr den Kindern desselben, die nichts von ihm wußten und ihn daher nur mit feindlichen Augen betrachteten konnten, wenn er sich anscheiden sollte, ihr Erbe zu verdingern. Und ohne Prozeß würde es sicher nicht abgehen. Dann aber mußte die ganze traurige Vergangenheit wieder aufgewühlt werden, eine Vergangenheit, die schon von zwei Gräbern gedeckt war. Nein, nein, es war besser, er sah von jedem Schritte in dieser Angelegenheit ab.

Mit erneutem Eifer stürzte er sich in die Arbeit. Sie sollte ihm über alle Zweifel, die seine Seele beunruhigten, hinweghelfen. Er schrieb an einem Drama, das die alle Gemüter bewegende soziale Frage behandelte, deren Lösung er allein für möglich hielt, wenn Religion und Sitte wieder in das Herz des Volkes einzögen und die bösen Dämonen der Genußsucht besiegten. Seinem Helden, der im Kampfe für seine Ueberzeugung Glück und Leben einsetzt, hatte er ein Weib an die Seite gestellt voll Mut und Begeisterung, das ihm Stütze und Helferin wird und durch hingebende, treue Liebe ihm die dunkelsten Leidensstage verklärt. Es war das Ideal des Weibes, wie er es im Herzen trug, das er in die Gestalt schilderte, im grellen Gegensatz zu der Anschauung vieler moderner Dichter, die auf einer Seite für die Emanzipation der Frau eintreten, auf der anderen Seite sie aber zum Spielball der Leidenschaft des Mannes, der eigenen Leidenschaften herabwürdigend. Als Vererberin des Mannes, die ihn dämonisch in den Sumpf hinabziehende, so wird die Frau den nachfolgenden Geschlechtern erscheinen, wenn sie sie nach den Erzeugnissen der neuen Literatur beurteilen sollten.

Bruno hatte sich ein anderes Bild von ihr bewahrt. Wer eine Mutter gehabt wie er, eine Mutter, die voll selbstloser Hingebung ihr ganzes Leben nur ihm geweiht, wie sollte der nicht hoch von der Frau denken? Ihm war sie noch der Typus höchster Reinheit, die den Mann durch ihre Liebe erhebt, die Hüterin der heiligen Flamme am häuslichen Herde, an dem der draußen mit den dunklen Gewalten des Lebens Kämpfende den Frieden sucht und findet. Wie oft hatte man ihm in Freundeskreisen entgegengehalten, daß die heutigen Frauen in Wahrheit diesem Ideale nur in Ausnahmefällen noch entsprächen, daß es ein Familienleben, wie er es sich träume, kaum mehr gebe. Die moderne Frau strebe ebenso wie der moderne Mann nach Freiheit, die im Eheleben beiden Teilen verloren gehe. Er war anderer Ueberzeugung. Wo Liebe, wahre Liebe waltet, ist auch wahre Freiheit. Nur wo die Liebe fehlt, wird die Ehe zur Hölle. Waren die Arnolds trotz der Prüfung, die ihnen durch das langwährende Leiden der Hausfrau auferlegt worden war, nicht glücklich? Und welche eine sympathische Erscheinung war die Rätin, wie liebenswürdig in ihrem stillen Dulden! Gewiß, es gibt edle Frauen, die wirklich die Krone des Mannes sind, natürlich wie alles Gute und Edle in der Welt nicht im Uebermaß. Sie laufen nicht auf den Gassen umher, sondern müssen gesucht werden. Freilich, mancher findet sie nie.

Warum, hielt man ihm entgegen, gehe er denn nicht mit gutem Beispiel voran, warum sei er, der Zweunddreißigjährige, noch immer unvermählt? Wahrscheinlich habe er doch auch gesucht und nicht gefunden. Darauf konnte er nichts erwidern. Aber hatte er denn auch wirklich ernstlich gesucht? Solange seine Mutter lebte, war es ihm beinahe als ein Unrecht erschienen, ihr, die alles für ihn geopfert, nicht die ganze Wärme und Neigung seines Herzens zu weihen. Und nun? Wenn einer so fühlte er sich jetzt im Herzen vereinsamt, suchte er nach Verständnis und Liebe. Würde er sie finden, die hingebende, treue Gefährtin, die er suchte? Unwillkürlich tauchte das Bild von Ellen Hiller vor seinem Geiste auf. Seit er Lehrer der Söhne des Kommerzienrats Winter geworden war, hatte er viel Freundliches von dieser Familie, namentlich aber auch von Ellen und deren Eltern erfahren. Bankier Hiller, der Vater von Frau Winter und Ellen, zählte zu den reichsten Männern der Finanzwelt in Berlin. Der schönen, noch unvermählten Tochter fehlte es daher nicht an Bewerbern. Sie aber zeichnete ihn vor allen anderen aus. Freilich, dem Ideal, das er im Herzen trug, entsprach sie kaum. Aber wenn sie ihn liebte, wirklich liebte, gleich das nicht die kleinen Schatten aus, die ihr reizendes Bild verdunkelten? Ist doch die Liebe die beste Lehrmeisterin;

und sie war noch jung, noch bildungsfähig. Er konnte sie noch formen nach seinen Wünschen. Ja, wenn sie ihn liebte? Darüber war er jedoch noch keineswegs im Klaren. Daß sie nicht ganz ohne Koketterie sei, gestand er sich ein, gleichwohl fühlte er sich stets ganz hingenommen von ihrer Nähe. Wie anziehend sie zu plaudern wußte, wie sie sich bestrebt, auf seine Gedanken einzugehen, ihn zu verstehen! Ihre reizende Person hatte sich einen Platz in seinem Leben erobert, einen so großen Platz, daß er selbst den ihm wenig sympathischen Ton im Hause ihrer Eltern überließ und sich von der gönnerhaft protegierenden Weise, in der sich besonders Herr Miller ihm gegenüber oft gefiel, nicht zurückschrecken ließ. Doch hielt ihn, um sie zu erwerben, auch noch ein anderes Bedenken zurück, der Reichtum ihrer Eltern, die Leppigkeit, in der sie aufgewachsen war. Ellen galt allgemein für eine elegante Weltkame. Sie liebte den Sport, war eine ausgezeichnete Reiterin, eine Meisterin im Lawn-Tennispiel. Paßte das alles zu dem schlichten Beruf eines Gymnasiallehrers? War er ehrlich, so mußte er sich diese Frage mit einem entschiedenen „Nein“ beantworten. Wie oft hatte er sich schon vorgenommen, sie zu meiden, der Gefahr aus dem Wege zu gehen. Sobald er aber wieder in ihre Nähe kam, vergaß er alles, ließ sich immer aufs neue von dem Zauber, den sie auf ihn übte, umwehen.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Ewig wird er auch sein der eine, der sich in viele
Teile und einer jedoch, ewig der einzige bleibt.
Findet in einem die vielen, empfindet die vielen wie einen:
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunst.

Goethe.



Sein Traum.

Von E. Spemann.

(Nachdruck verboten.)

Er hat Zeit und Ruhe zu träumen, der Schorsch, wie keiner sonst; sein Weg führt ihn alle Tage stundenlang durch den stillen Berg und Wald nach dem hochgelegenen Dorf, das noch von der Eisenbahn verschont blieb. Schorsch ist Postbeamter, in seinem gelben Einspanner bringt er den Dörflern ihre Briefe, Körbe, Zeitungen und Briefe ins Haus.

Und deshalb hat er soviel Zeit zum Sinnieren, der Schorsch. Ist er mit seinem Wägelchen aus dem Heimatdorf heraus, am Friedhof vorbei, so nimmt ihn der kühle, ernste Nadelwald an. Selten begegnete ihm einer auf der Landstraße, meist ist sie leer. Zur Sommer sind die Reifig und Beeren suchenden Frauen und Kinder im Wald, aber sobald der Herbststurm losbricht, ist's öd' und still.

König möcht' er werden, der Schorsch, nichts Geringeres! Erstens mal um seiner jungen Frau willen und zweitens um seiner selbst willen. Er König und sie Königin! Sie möchte es auch so gern, schon um der Eitelkeit halber!

Bis zu den regierenden Staatshauptern und deren Ehren dringt sein Wunsch allerdings nicht, sie mögen genießen, was Gott ihnen an Ansehen gab, der Schorsch neidet's ihnen nicht. Aber Schützenkönig, das möcht' er halt werden! Es ist sein heißester Wunsch geworden. Und je mehr er sich das Glück ausmalt, bei der diesjährigen Kirchweih als König durch das Dorf zu ziehen, um so gieriger wird er nach dieser Ehre. Nichts soll ihm der Herrgott droben weiter geben, bloß den Meisterschuh soll er ihn tun lassen in vier Wochen, wenn Kirmes ist.

Schon das vorige Mal hatte er gehofft; der Wein für die Bewirtung der Schützenbrüder, die er als ihr König traktieren mußte, hatte schon im Keller gelegen. Doch nichts war's gewesen! Der Wein wurde sauer und mußte getrunken werden! Jetzt lagert wieder ein Fäßchen im Keller. Diesmal muß er aber unbedingt König werden! Welche Ehre, so zwischen den Spitzen des Dorfes hinter der Musik drein zu gehen, angehen mit der glänzenden Kette, angestaunt von allen! Einer züchelt's dem andern zu:

„Der Schorsch ist's! Da guck hin!“

Und er wird ganz feierlich und ernst dreinblicken, sich bewußt sein der Königswürde.

Der Spätsommer liegt über dem Wald, durch den er fährt, langsam, bergauf. Eine Reihe Weiber, die

Augen hoch hinauf mit Reifig bepackt, begegnet ihm. Sie stellen sich zur Seite des Wegs auf.

Wie im Traum sieht's Schorsch und denkt: die machen Front vor mir, dem künftigen Schützenkönig. Ganz herablassend nicht er ihnen zu.

Die Honneurs machen, das kann er auch schon, hat freilich viel Schweiß gekostet, bis er's konnte!

Er blüht sich scheu in der Runde um, niemand in Sicht!

„Brer!“ der Braune hält auf ebener Landstraße. Schorsch steigt ab, setzt sich, die Kehle räuspert, in Positur, geht ein paar Schritte fort und marschiert nun starr, die Hand an der Mütze, an seinem Pferd vorbei. Vor diesem hat er stets die Honneurs gemacht! Großartig ist's gelungen, er weiß es.

Der Braune hat sich weiter keine Schrüllen in den Kopf gesetzt darüber, daß sein Herr ihm militärische Ehren erwies, er senkt den Kopf und wartet, bis Schorsch wieder auf den Boden geklettert ist.

Daß er's aber nicht bloß vor seinem Köhl fertig bringt, sondern auch vor der Front seiner Untertanen, dafür hat der Schorsch auch klug und weise gesorgt. Schlau hat er sich das ausgedacht. Im Dorf machen sie Masken. Von einem Nachbar hat er sich ein paar Dutzend gekauft und diese an die Wand genagelt. Nicht im Haus selber, da hätte Liberte geschimpft und der Heini, sein Junge, sich gesüchelt; aber im Heustadel, da sieht's niemand. Da hat er die Fratzen geschnitten reihenweise an die Wand genagelt. Quert frug ihn Liberte, ob er denn nicht recht gescheit wäre. Aber als sie bei fest verschlossener Tür zusehen mußte, wie ihr Mann „König“ war und vor all diesen Gesichtern huldvoll sich neigte, und die Honneurs machte, da war sie zufrieden und überglücklich. Ja, der Schorsch, ihr Schorsch, wurde König, das war sicher!

Je näher die Kirmes kam, um so lebendiger ging's im Dorfe zu. Was nicht niel- und nagelfest war, wurde in den Bach getragen und gereinigt. Kein Haus, dem die Bewohner nicht ein blühblankes Aussehen zu geben versuchten.

Und was hatten die drei Bäder im Ort zu tun! Hunderte von Kirmesbuben mußten gebadet werden. Die Kirmes ist ein Feiertag für die Dörfler, ja, er gilt bei vielen als das höchste Fest. Auf dem Platz am Schießhaus sind die Buden errichtet, das Karussell ist aufgebaut.

Beim Schorsch blinkt alles in Sauberkeit, das Fräßl Wein liegt im Keller, in der Speisekammer stehen die duftenden Kuchen, hängen der Schinken und andere Leckerbissen für die künftigen Schützenbrüder.

Der Schorsch, wenn er nicht im Postwägelchen sitzt, ist im Stadel, geht gravitatisch an der Reihe der grinsend dreinblickenden Masken vorüber und macht ihnen Ehrenbezeugungen.

Blitzschnell geht's ihm durch den Kopf: was nur dem Heini fehlt, seinem Jungen! Gestern noch ist der kleine Kerl so vergnügt herumgesprungen, hat der Mutter beim Kuchenbaden geholfen, sein Judchen hat durch das ganze kleine Häusl geschallt! Und jetzt hängt er das Köpfchen, ist nichts, hat glühheiße Händchen.

Nun, übermorgen ist sein Vaterle König! Bis dahin ist der Heini wieder gesund, hat sich sicher den Magen verdorben! Wie das die Kinder so machen! Sind schnell fiebrig, aber auch ebenso schnell gesund!

Der Schorsch beruhigt sich. Als er aber den wichtigen, lange ersehnten Weg ins Schießhaus antritt, zuerst im Zug marschierend, da liegt's ihm wie ein Alp auf der Brust. Sein Heini, sein Junge! Die Liberte denkt nicht daran, Kirmes zu feiern! Keinen Bissen vom Kuchen rührt sie an. Nicht festlich gekleidet hat sie sich. Im blauen Alltagsgewand sitzt sie am Bett ihres kranken Kindes.

„Schorsch! Ich bitt' dich, bleib da!“ hat sie ihn gebeten. „Was lust's dir, wenn die König bist, und — da — unser Jüngle ...“

Sie ist in Tränen ausgebrochen.

Was hat er tun sollen? Auf alles verzichten? Auf die Gelegenheit, die nur einmal im Jahr ist, König zu werden, verzichten und daheim bleiben bei seinem kranken Jungen?

„Stüwd nicht so schlimm sein!“ hatte er gesagt und war gegangen. König will er werden! Ist er's erst, dann geht er nicht mehr fort von seinem Jungen, bis

er gesund ist.

Oder war's eine Sünd', daß er neulich gesagt hat: nichts soll ihm der liebe Herrgott weiter geben, er soll ihn nur den Meisterschuß tun lassen? Vielleicht — vielleicht läßt er ihn König werden, und daheim stirbt ihm derweilen sein Kind? Was hätte dann die erreichte Königswürde noch einen Wert für ihn?

Er zittert, aus Sorge um seinen Jungen, aus Erwartung, weil noch keiner den Meisterschuß getan hat. Noch zwei, dann ist die Reihe an ihm. Ein Jahr lang, Hunderte von Tagen hat er sich auf diesen Schuß gefreut! Sein Traum war's gewesen, König, Schützenkönig zu werden!

Aber sein Junge! Und sein junges Weib, die Liberte, so ganz allein! Was denkt sie wohl von ihrem Mann? Seine Leidenschaft, sein Ehrgeiz sind weit größer als die Liebe zu seinem Kind! So muß sie denken. Und das Vertrauen, das das Weib in den Mann setzen muß von der Stunde an, wo sie einander das Jawort gegeben haben, dieses Vertrauen wird wanken bei ihr.

Und wenn er jetzt König wird, und er kommt im feierlichen Zuge mit Musik auf sein Haus zu, rechts von ihm der Herr Ortsschulz, links an seiner Seite der Herr Amtsvorsteher — o — diese Ehren! — ja, und in seinem Haus bleibt's still, niemand guckt zum Fenster heraus, weil die Musik seiner Liberte weh tut, weil sein Junge da liegt ...

„Schorschl!“ ruft's neben ihm. „Nichts da! Ich muß heim! Mein Jung' is krank! Laßt's mich durch!“

So nahe dem Meisterschuß, so nahe der Verwirklichung seines Traumes! Er denkt nicht dran. Den steilen Berg vom Schießhaus herunter läuft er, daß ihm schier der Atem ausgeht. Und unterwegs betet er: „Gießer Gott, geh' nicht so hart mit mir ins Gericht. Erst muß man für der Seinen Wohl beten, dann erst kommt das eigene Vergnügen dran! Nimm mir mein Jüngle nicht, straf' mich nicht so hart!“

Droben im lezten Häuschen wohnt er, es hebt sich scharf vom blauen Himmel ab. Die Straße ist leer, alles ist draußen am Schießhaus. Jetzt ist wohl der Meisterschuß schon getan! Ist ihm einerlei, wer ihn tat.

Am alten, verfallenen Friedhof führt ihn sein Weg vorbei; seit Jahrzehnten wird keiner mehr hier beerdigt, die alten eisernen Kreuze sind verrostet und stehen immer schief.

Friedhof — Tote — sein Heini —

Schorschl steht an seiner Haustür. Still ist's drinnen; sonst hörte man das Geplauder des Jungen, heute nichts.

In der Küche lehnt Liberte am Herd.

„Bist König?“ ruft sie leise, es klingt wie bitterer Spott.

„Nein!“ sagt er ruhig.

„Also wieder nichts! Und dabei das Leben des Kindes aufs Spiel gesetzt ...“

Sie murmelt es, Schorschl hat es gehört.

„Wie geht's Heini?“ fragt er und tritt in die Stube. Er ist auf Schlimmes gefaßt. Libertes unheimliches Wesen, die Totenstille im Haus ...

Und während Schorschl am Bettchen seines ruhig atmennden Kindes kniet, saltet draußen in der Küche die junge Mutter die Hände. Ja, ihr Jüngle, das hat sie wieder, das ist gerettet, schläft der Genesung entgegen, aber — ihr Mann!

Weh, furchtbar weh hat es ihrem Herzen getan, daß er fortging vom Krankenslager Heinis, nur um seiner lächerlichen Eitelkeit zu frönen. Mußte in dem Augenblick, wo er fort wollte, nicht alles versinken, was ihn nach dem Festplatz gelockt hatte? Wie hatte sie, am Bett ihres Kindes sitzend, gelauscht, ob er nicht wieder käme. Aber Minute um Minute war vergangen, eine Viertelsunde reichte sich an die andere, Schorschl war nicht wiedergekehrt an das Krankenbettchen seines Einzigen. Was hatte sie da gelitten! Zu so 'was war ihr Mann fähig, den sie für den besten auf der Welt gehalten hatte!

Müde schlich sie in die Stube. „Liberte!“ rief ihr Mann, zu ihr tretend, „unser Buble haben wir wieder!“

Er streichelt über ihr Haar. „Weißt, jetzt muß ich 'nans vor die Tür! Vielleicht, daß einer vom Schießplatz kommt und mir sagen kann, wer König ist!“

Sie starrt ihn an: „Ja, wußtest du's denn nicht?“

„Beiwahre,“ sagt er leise und freundlich, „der

Meisterschuß war noch nicht getan! Als die Reihe an mir war, hielt mich die Angst nicht länger! Mocht von mir aus König werden, wer da will! Mich riß's zu dir und zum kranken Buble!“

„Schorschl! Ach, du guter, bester, liebster Mann!“

Die Liberte schreit es förmlich und umschlingt seinen Hals. Sie hat ja nicht nur ihren Jungen wieder, sie hat auch ihren Schorschl. Jetzt darf sie ihm wieder vertrauen, darf ihn lieben, denn er verdient's, er ist gut, ach, so treu und gut!

„Vaterle!“ ruft's da mit einem Male. Sie gucken sich um. Da steht der Heini, reißt sich die Augen und tippelt ungeschickt in seinem langen, roten Nachtmittel auf die Eltern zu.

Schorschl hebt ihn jauchzend hoch und umfaßt mit dem freien Arm seine Liberte. „Sind wir nicht tausendmal glücklicher als alle Könige der Welt?“ fragt er. Sie lächelt stumm und selig zu ihm auf.



Wie W. J. Bryan einen Sohn fand. Eine sehr hübsche und nur wenig bekannte Geschichte wird von Herrn W. J. Bryan erzählt, Roosevelts demokratischem Gegenkandidaten, dessen Anhänger hoffen, ihn bei der nächsten Präsidentenwahl durchzubringen. In Japan herrscht die merkwürdige Sitte, daß ein hochstrebender Jüngling irgend einen bedeutenden Mann zum Vater erwählen kann. Langjähriges Herkommen verpflichtet den so Ausgezeichneten, die Vaterschaft anzunehmen und für den so gefundenen Sohn zu sorgen, bis dieser imstande ist, sich selbst zu ernähren. Im Jahre 1896, als Bryan für die Präsidentschaft kandidierte, erhielt er einen Brief aus Japan, ungefähr folgenden Inhalts: „Ich habe gehört, daß Sie ein großer und guter Mann sind. Ich habe Sie zu meinem Vater erwählt und werde mich sofort nach Amerika einschiffen.“ Bryan las den Brief, lachte herzlich darüber, legte ihn beiseite und hatte ihn in den Aufregungen der Wahlkampagne bald vollständig vergessen. Aber er sollte wieder daran erinnert werden. Wenige Wochen später klingelte es eines Tages an seiner Wohnungstür, und zufällig ging er selbst hin, um zu öffnen. Wer beschreibt sein Erstaunen, als da ein netter japanischer Junge stand, der ihn kurz und sehr bestimmt erklärte: „Ich bin gekommen!“ Der Knabe wurde gut aufgenommen, erhielt in allen Stücken die gleiche Erziehung wie Bryans eigener Sohn, sowie die gesetzliche Erlaubnis, den Namen seines Pflegevaters führen zu dürfen, der in großherzigster Weise für den unerwarteten Familienzuwachs gesorgt hat. Der junge Mann nennt sich Yamagita J. Bryan.

Viel verlangt.

Ein Landmann betrat mit vier Kindern ein feines Café in Berlin. Er bestellte eine Limonade und fünf Gläser. Mit mißvergütetem Gesicht und nach ziemlich langem Zögern brachte der elegante Kellner das Gewünschte und nahm dann in der Nähe Kasse. Er sah, wie der Vater ein wenig Limonade in jedes Glas goß und dann eine große Kuchentüte herausholte und deren Inhalt an seine Kinder verteilte. Das war dem seinen „Ober“ zu viel; er ging hin und holte den Geschäftsführer, der sich mit diesen Worten an den Landmann wandte: „Wissen Sie, wer ich bin?“ — „Nein,“ versetzte der. — „Ich bin der Geschäftsführer.“ — „Ach, wirklich?“ rief der andere, „dann sagen Sie mir doch mal, warum in Audaksnamen spielt denn die Kapelle nicht?“

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:

Es kann nicht immer Sommer sein, drum sammle für den Winter ein.